

DIE GRENZGÄNGERTHEMATIK IN HISTORISCHER PERSPEKTIVE

Das Thema der Saarbrücker Tagung vom Mai 1997 hieß: "Grenzgänger". In betont interdisziplinärer Weise, ggf. strittiger Diskussion, sollte dieses Phänomen untersucht, sollten strukturelle Züge herausgestellt, Erfahrungen gefaßt und fixiert werden.¹

Alle Beteiligten wußten, wovon die Tagung handeln könnte, sollte und handeln würde. Doch die systematische Frage, was Grenzgänger denn sind, wie dieser Gegenstand zu beschreiben, gar zu definieren ist, stand und steht vor größeren Schwierigkeiten. In der Planung wurde beispielsweise unterstellt, daß der Gegenstandsbereich recht alt sei, daß mindestens Vorstufen des hier interessierenden Phänomens zeitlich weit zurückreichen, auch auf viele Lebens- und Überlieferungsbereiche ausgegriffen haben, also der wissenschaftlichen Erkundung durch zahlreiche und höchst unterschiedliche Disziplinen zugänglich sind.

Aber die Schwierigkeiten beginnen bereits mit der Begrifflichkeit. Im Grimmschen Wörterbuch, Band 9 von 1935 fehlt das Stichwort Grenzgänger. Die Belege beziehen sich in diesem Band auf Grenzerhaltung, Grenzfälcher, Grenzfestung, Grenzfrevel, springen dann aber sofort auf Grenzgarnison, Grenzgebiet usw. Mit dem Erscheinungsjahr 1935 ist allerdings kein terminus post für uns gegeben, denn die 2. Lieferung von Band 9 mit dem Abschnitt Grenzfort - Grille erschien bereits 1919.

Man wird das Stichwort Grenzgänger nicht simpel vergessen haben, denn auch Meyers Großes Konversationslexikon kennt in 6. Auflage von 1909 kein entsprechendes Lemma. So spricht viel für eine recht späte Entwicklung, deren Zögerlichkeit sich selbst noch in der 17. Auflage der (Großen) Brockhaus Enzyklopädie von 1969 findet, wenn in Band 7 vom Grenzgänger auf den Grenzarbeitnehmer verwiesen wird und es dort erläuternd heißt: "Grenzarbeitnehmer, Grenzgänger, Arbeitnehmer, die ihren Wohnsitz im Grenzgebiet (10-km-Zone) eines Landes haben und regelmäßig in das eines anderen Landes zur Arbeit fahren. Ihre soziale und rechtliche Stellung regeln meist zweiseitige Abkommen."

In ähnlicher Weise beschreiben seither Nachschlagewerke das Phänomen Grenzgänger; das auf der Grundlage des Brockhaus erarbeitete und weit verbreitete dtv-Lexikon übernimmt den Text fast durchgängig wörtlich: "Grenzgänger, Arbeitnehmer, die ihren Wohnsitz im Grenzgebiet haben und regelmäßig in das Nachbarland zur Arbeit fahren. Die dabei entstehenden sozialrechtlichen Fragen sind meist durch zweiseitige Abkommen zwischen den Staaten geregelt."²

Die zitierte Definition mag zunächst genügen, es sei denn, man zöge die rechtliche Präzisierung ergänzend hinzu. So hat beispielsweise Ralph Scheidegger 1987 "Die

¹ Für wesentliche Hilfe bei der Themenvorbereitung danke ich Herrn Andreas Wagner.

² dtv-Lexikon. Ein Konversationslexikon in 20 Bänden (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1972, hier s.v. Grenzgänger, Bd.8, S.63.

rechtliche Erfassung der ausländischen Grenzgänger” aus Schweizer Sicht und eidgenössischem Material untersucht und definiert: “Unter einem Grenzgänger im Rechtssinne ist eine natürliche Person zu verstehen, die sich aufgrund der regelmäßigen Erwerbsmöglichkeit im einen Staat aufhält, dagegen in einem anderen Staat Wohnsitz hat und die besonderen für ein bestimmtes Rechtsgebiet durch die anwendbare Rechtsordnung aufgestellten örtlichen, zeitlichen und persönlichen Voraussetzungen erfüllt.”³

Es liegt in der Eigenart der zumeist vertretenen nichtjuristischen Wissenschaftszweige, daß wir mit der juristischen Definitionsschärfe - so sehr sie fasziniert - nicht virtuos operieren können, sondern in hohem Maße auch von den (andersartigen) Quellen unserer jeweiligen Gegenstandsbereiche bestimmt werden. Es ist aber durchwegs empfehlenswert, diese Definitionen im Blick zu behalten, sich möglichst an ihnen zu orientieren.

Festzuhalten wäre nach der knappen terminologischen Erörterung, daß der Begriff Grenzgänger zwar erst im 20. Jahrhundert aufgekommen zu sein scheint, die Sache hingegen erheblich älter sein dürfte. Im Vorgriff auf einige historische Zusammenhänge läßt sich sogar betonen, daß ein entsprechender Begriff benötigt und gesucht wurde, sich aber erstaunliche Schwierigkeiten boten. Dabei waren das “Gehen über die Grenze” und auch der “Grenzgang” - allerdings in anderer, grenzabschreitender und kontrollierender Funktion - durchaus dem Sprachgebrauch geläufig, doch orientierte man sich eher auf die Zielräume, wenn von Hollandgängern und Hollandsgängerei oder von Sachsengängern gesprochen wurde. Aber auch die Angabe von polnischen Sachsengängern hatte durchaus ihren Sinn, weil die in Sachsen Arbeit Suchenden aus Polen kamen. Absurd jedoch - oder eher Indiz für das noch vorhandene sprachliche Unvermögen, Sachverhalte adäquat zu bezeichnen - waren etwa Hinweise auf “Die polnischen Sachsengänger in der badischen Landwirtschaft und Industrie”, wie der Titel einer Karlsruher Dissertation von 1914 lautet.⁴ Deren Verfasser Julius Ludwig verstand unter “Sachsengängern” eben saisonale Wanderarbeiter, auch wenn Sachsen nicht der Zielraum war.

Bei den einleitenden Bemerkungen sollte ebenfalls ausdrücklich betont werden, daß vornehmlich Grenzgänger beachtet werden sollen, die Grenzen auf der Suche nach Arbeit überschritten, während illegale Grenzübertritte, sei es zum Schmuggeln oder zum Zweck des Auskundschaftens, der heimlichen Informationsbeschaffung oder ähnlicher Anliegen im wesentlichen außer Betracht bleiben sollen. Manche Lexika treffen ihre Unterscheidungen durchaus im angedeuteten Sinne, was ein Blick in Langenscheidts Handwörterbuch Englisch zu verdeutlichen vermag. In der erweiterten Neuausgabe von 1977 wird nämlich unter dem Stichwort Grenzgänger differenziert zwischen “illegal” - *border crosser* und dem “Arbeiter usw.” als *frontier commuter*. Das nahezu parallele Handwörterbuch Französisch von Langenscheidt (in 18. Auflage von 1987) macht diese sublimen Unterscheidung nicht, sondern gibt *frontalier* an. Dies kann gewiß nicht bedeuten, daß Frankreich keine entsprechenden Nega-

³ Ralph Scheidegger, Die rechtliche Erfassung der ausländischen Grenzgänger (1987) S. 13.

⁴ Julius Ludwig, Die polnischen Sachsengänger in der badischen Landwirtschaft und Industrie, Diss. Karlsruhe 1914.

tivphänomene kannte, denn sonst würde etwa das Thema "Spitzel am Oberrhein" um einen interessanten Aspekt gewiß beraubt.⁵

Die modernen Definitionen legen die Vermutung nahe, daß dieses Grenzgänger-Phänomen doch nicht sehr alt sein kann, daß sich keine nennenswerte historische Perspektive und mithin auch kaum Niederschlag auf den Feldern der Sprache, Literatur, vielfältiger kultureller und sicher auch sozialer Bereiche ergebe. Dies wäre allerdings sorgsam zu prüfen! Denn bereits die heutigen - nicht ganz unstrittigen - Definitionen profitieren von der Ausgrenzung ähnlicher, vielleicht sogar zugehöriger Erscheinungsformen, sie sind abhängig von bewußten Akzentuierungen bei gleichzeitiger Nichtberücksichtigung verwandter, möglicherweise wesentlicher Aspekte und Teilphänomene. So ergibt sich mindestens die Pflicht auch zu historischer Untersuchung, zur Rückschau in vergangene Zeiten, denn strukturelle Vorgaben des heutigen Grenzgänger-Phänomens könnten sich durchaus finden lassen. Dies berechtigt wohl dazu, den thematischen Rahmen weiter zu fassen, die Gesamthematik nicht ausschließlich unter eine ggf. recht starre Definition zu stellen, die andererseits bei einer resümierenden Betrachtung sich als hilfreich, akzeptabel erweisen könnte, vielleicht aber auch modifiziert werden müßte. Insofern mag der Blick auch Gastarbeitern, wandernden Handwerkern und Arbeitern, Saisonarbeitern bzw. *Saisonniers* gelten, wie man in der Schweiz sie nennen würde. Sicher müßte die Aufmerksamkeit auch Einzelfragen bzw. Rahmenbedingungen gelten, beispielsweise der Durchlässigkeit von Grenzen als notwendiger Voraussetzung, ferner dem Element der Freizügigkeit und der Mobilität, die ja nicht nur technisch bedingt ist, sondern mindestens auch mental, um von rechtlichen, sozialen und ökonomischen Schranken gar nicht zu reden. Letztlich spiegeln sich in der Thematik "Grenzgänger" auch Formen der Gewöhnung an Fremde, ein relatives Vertrautsein mit Fremden und ein Vertrauen zu ihnen - also eine wahre Vielfalt von Bezügen und Bedingungen, die in interdisziplinärer Betrachtung deutlicher werden als bei einer fachlich einseitigen Prüfung, und sei sie noch so wichtig. Mit dieser Annahme ist sogar die Hoffnung auf plastische, lebensvolle Bilder verknüpft, die sich vielleicht im literarischen Niederschlag als eindrucksvollster Verdichtung finden lassen.

Die Konzentration auf historische Vor- und Frühformen der Grenzgängerei steht vor Schwierigkeiten. Achtet man nämlich bei Grenzgängern vorzugsweise auf deren Suche nach Arbeit und Existenzsicherung, so ergibt sich in weit zurückliegenden Jahrhunderten kaum ein nennenswerter Niederschlag in den Quellen. Es wäre aber falsch anzunehmen, daß Arbeitskräfte in großer Zahl für bestimmte Zeiträume und ggf. Großprojekte nicht benötigt wurden. Eher ist an die uralte Form der Beschaffung von Arbeitskräften zu denken, die Sklaverei. Wer keine Sklaven besaß, kaufte sie oder verschaffte sie sich gewaltsam, indem er bislang freie, halb- oder minderfreie Menschen versklavte. Eine sehr übliche Form war die Versklavung von Kriegsgefangenen. Da diese Art der Arbeitskräftebeschaffung sehr effektiv ist, wurde sie seit jeher praktiziert, auch das 20. Jahrhundert kennt den Einsatz von Kriegsgefangenen zur Sklavenarbeit, es hat sogar die zahlenmäßigen Größenordnungen mitunter enorm zu steigern gewußt. Doch sollen diese schandbaren Seiten auch europäischer Geschich-

⁵ Das Referat von Claudia Ulbrich "Spitzel am Oberrhein (Ende des 18. Jh.)" fehlt leider in diesem Band.

te nicht weiter berührt werden. Unsere Aufmerksamkeit gilt den moderaten Formen der Arbeitermigration.

Es mag zunächst offenbleiben, ob Mobilität, Flexibilität und ein Mindestmaß an Freizügigkeit die Hauptantriebskräfte für ein temporäres Arbeiten jenseits der Grenze mit regelmäßiger Rückkehr in den Heimatort seit jeher oder erst in der Moderne sind. Hinzuzurechnen wären gewiß wirtschaftliche Motive oder auch Zwänge, die bis ans Existenzielle reichen können und zur Arbeitssuche in der Fremde veranlassen. Ökonomische Anreize etwa in dem Sinne, daß man über ein gutes Auskommen hinaus zusätzliche Verdienstmöglichkeiten sucht, könnten in unserem Zusammenhang wohl eher vernachlässigt werden, weil die Verzichts- und Entbehrungsaspekte doch stets recht gravierend und beim Abwägen von Vor- und Nachteilen ausschlaggebend sind. Aber auch im Fall wirtschaftlicher Not ist ein gehöriges Maß an Mobilität und Flexibilität ein Grunderfordernis für alle, die als Grenzgänger ihr Auskommen suchen. Gab es solche Formen der Elastizität schon in vergangenen Jahrhunderten?

Die Frage zu stellen, ist weitaus einfacher als die Suche nach Antworten. Immerhin lassen sich beispielsweise im Spätmittelalter beachtliche Zeichen von räumlicher Mobilität erkennen. Diese äußerte sich vorzugsweise im Pilgerwesen, bei den Scholaren und Handwerksgesellen, also jenen Gruppen, die auch wieder in ihre Heimat zurückkehrten, was natürlich nicht der Fall war bei den großen Migrationsströmen in der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung,⁶ der durchaus Verbreitungsformen der niederländischen Marschenkolonisation und Siedlungsvorgänge in Südwestfrankreich und Innerspanien sowie im alten Rußland als grundsätzliche Parallelen an die Seite zu stellen sind.⁷ Diese Siedlungsbewegungen bleiben hier außer Betracht, auch wenn sie höchst beachtliche Mobilitätsformen dokumentieren. Grundsätzlich läßt sich aber von einem verbreiteten "Unterwegssein im Spätmittelalter" reden, das auch bereits auf mediävistisches Forschungsinteresse stieß.⁸ Diese Formen der Mobilität könnten als Grundvoraussetzungen auch für die Grenzgängerthematik gelten.

Gewisse Wanderungsformen, die ebenfalls ein Mindestmaß an Freizügigkeit voraussetzen oder aber sozusagen illegale Entfernung vom "angeborenen" Arbeitsplatz, die meist als Flucht zu erkennen ist, hat es allerdings auch in früheren Jahrhunderten schon gegeben.⁹ Demographische Fluktuation ermöglichte mitunter die billige Ver-

⁶ Vgl. den wichtigen Sammelband: Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte, hrsg. von Walter Schlesinger (Vorträge und Forschungen 18) Sigmaringen 1975.

⁷ Ebd.: Dietrich Claude, Die Anfänge der Wiederbesiedlung Innerspaniens (S.607-656); Charles Higounet, Zur Siedlungsgeschichte Südwestfrankreichs vom 11. bis zum 14. Jahrhundert (S.657-694); Franz Petri, Entstehung und Verbreitung der niederländischen Marschenkolonisation in Europa (mit Ausnahme der Ostsiedlung) S.695-754; Günther Stökl, Siedlung und Siedlungsbewegungen im alten Rußland (13.-16. Jahrhundert) S.755-779.

⁸ Unterwegs im Spätmittelalter, hrsg. von Peter Moraw (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 1) Berlin 1985 mit Beiträgen von Ludwig Schmutge, Die Pilger; Jürgen Miethke, Die Studenten; Knut Schulz, Die Handwerksgesellen; František Graus, Die Randständigen.

⁹ Knappe Hinweise bei Reinhard Schneider, Das Frankenreich (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 5) München³1995, S.79 ("Phänomene allgemeiner Fluktuation").

sorgung mit Arbeitskräften, doch sind derartige Zusammenhänge schwer zu erkennen und dann ggf. nur umständlich darstellbar. Ähnlich verhält es sich mit allen Landbewohnern, die beispielsweise täglich oder doch recht regelmäßig in mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte gingen, um dort zu arbeiten. Zu ihnen gehört exemplarisch jener Landbäcker, der mit transportablem, auf einen Karren montierten Ofen seine Waren backfrisch auf den städtischen Absatzmarkt brachte, wie es die illustrierte Handschrift des Ulrich von Richenthal über das Konstanzer Konzil so schön dokumentiert.¹⁰ Solche und ähnliche Einzelpersonen und auch Personengruppen lassen sich in den Quellen im allgemeinen nur mühsam fassen, sie bleiben für die etwas engere Grenzgänger-Thematik daher unberücksichtigt.

Weit besser lassen sich Personen fassen, die zu ihrer eigenen Ausbildung und vor allem zur Vervollständigung der Berufsqualifikation in die Fremde gingen, über die Grenzen ihrer Heimat möglichst ins Ausland. Zu denken ist vor allem an mittelalterliche und frühneuzeitliche Handwerkerwanderungen.¹¹ Seit dem frühen 14. Jahrhundert steigerten sie sich im deutschsprachigen Raum zur recht festen Gewohnheit, "während der Gesellenzeit eine Phase der Wanderschaft einzuschieben", die im Handwerk auch als Wanderschaftspflicht empfunden werden konnte. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die ältere Forschung sah vornehmlich Ab- und Ausgrenzungsversuche der Zünfte als Ursache an, daß Gesellen in der Ferne Arbeit suchten. Doch ist diese Sehweise erheblich erweitert worden durch den Nachweis, daß man seit dem Spätmittelalter "die Gesellenjahre als eigenen Lebensabschnitt selbständig zu gestalten" suchte, daß neben zweifellos häufig guten Arbeitschancen jenseits der heimischen Grenzen in der Fremde "Kenntnis- und Erfahrungserweiterung, Neugier und Fernweh sowie der Lebensstil unverheirateter junger Männer"¹² für die Durchsetzung der Wanderschaftsgewohnheiten maßgeblich waren.

Auskommen und Erwerb zusätzlicher Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen sind Elemente, die auch für spätere Jahrhunderte als wesentlich angesehen werden könnten, für die spezielle Grenzgängerthematik mithin ebenfalls relevant wären. Angebracht ist ein zusätzlicher Blick von den Handwerksgesellen zu den Lehrlingen, die in die Fremde wanderten, um sich ausbilden zu lassen. Im spätmittelalterlichen Europa vornehmlich des 15. Jahrhunderts suchten Lehrlinge in der Fremde ergänzend zur Fachausbildung die Zweisprachigkeit, und faszinierend ist es, wenn gar mancher Meister sich als Lehrling in der Fremde verdingte, um neben dem Fremdsprachener-

¹⁰ Fahrbarer Backofen. Aus: Ulrich von Richenthal, Konstanzer Konzilschronik 1465, in: Ders., Das Konzil zu Konstanz (Faksimileausgabe) Konstanz 1964, fol. 23r.

¹¹ Knut Schulz, Art. Wanderschaft, -spflicht, in: Lex MA 8 (1997) Sp.2010f. (mit reichen Literaturhinweisen); Ders., Mobilität im Handwerk - Wanderwege (Spätmittelalter), in: Europäische Technik im Mittelalter. 800 bis 1400. Tradition und Innovation, hrsg. von Uta Lindgren (Berlin 1997) S.503-508.

¹² K. Schulz, in: Lex MA, Sp.2011; ausführlich Knut Schulz, Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14.-17. Jahrhunderts (Sigmaringen 1985).

werb Neuerungen und Innovationen zu erlernen,¹³ damit er seine eigene heimatliche Werkstatt mit dem Know-how der führenden Gewerberegionen bereichern konnte. Ein derart hohes Maß an individueller Flexibilität und Mobilität ließe sich durchaus auch für moderne Umbruchzeiten als wirksamstes Mittel postulieren, wenn man den Anschluß an technische und künstlerische Neuerungen sucht.

Anders steht es mit Arbeitskräften, die mitunter von weit her kamen, um in der Fremde zu arbeiten, und die dann über Grenzen hinweg nach Hause zu ihren Familien zurückkehrten mit dem Ertrag ihrer Arbeit. Zumeist handelt es sich um saisonale Wanderarbeiter, wie es anhand von vier Gruppen beispielhaft verdeutlicht werden kann. Charakteristisch für sie alle ist zunächst die Wanderung vorzugsweise in benachbarte Regionen, ferner die Tatsache, daß sie aus Gebieten mit geringem Arbeitsangebot stammen und deshalb in der Fremde als billige Arbeitskräfte dienen. Wichtig ist zusätzlich, daß die erarbeiteten Gelder im wesentlichen für die Zeit der Erwerbslosigkeit aufgespart werden und dann in der Heimat zumeist einen bedeutsamen Wirtschaftsfaktor darstellen. Schließlich bilden sich über längere Zeiträume oft Traditionen hinsichtlich der Herkunfts- und Zielorte, auch spezieller Tätigkeiten. Mancherorts lassen sich Ansätze solcher Traditionen bis ins Spätmittelalter zurückverfolgen. Über eine ggf. sogar relevante Dunkelziffer läßt sich allerdings nur spekulieren. Rolf Sprandel gibt in seiner Studie über "Die Ausbreitung des deutschen Handwerks im mittelalterlichen Frankreich" Hinweise auf Ausdrücke der französischen Bergmannsprache, die - wenngleich sie sich nicht voll durchgesetzt haben - am jeweiligen Ort "als direktes Zeugnis der Tätigkeit deutscher Bergleute" verstanden werden dürften.¹⁴ So stamme beispielsweise *gousse* oder *gueuse* als Bezeichnung für die im Schmelzverfahren gewonnenen Roheisenklumpen von "gießen, Guß". Noch im Spätmittelalter sei das Abstichloch eines Schmelzofens *Gosse* genannt worden. Das Beispiel zeigt, daß kultureller Niederschlag im sprachlichen Bereich nachweisbar sein kann und daß bei sorgfältiger Beobachtung durchaus die Chance besteht, trotz des Mangels an einschlägigen Quellen Aufschlüsse zu erzielen.

Sieht man ferner von vereinzelten Belegen etwa für polnische Wanderarbeiter in thüringischen Waidkulturen,¹⁵ von denen insbesondere die Färber in der Erfurter Metropole offenbar seit dem 14. Jahrhundert schon profitierten, einmal ab und läßt man die Wanderarbeiter in der fruchtbaren Wetterau ebenso unberücksichtigt, so konzentriert sich unser Interesse auf vier große Gruppen von Grenzgängern. Seit dem Aufkommen von Eisenbahnen entwickelten sie sich zu relevanten Größenordnungen, erfuh-

¹³ Knut Schulz, Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996, S.69-97. - Vf. spricht sogar von "Zweit- und Drittlehre" (S.81-83). Belegt sind u.a. das Erlernen der Kunst des Scherenschleifens (S.81), das Erwerben von Spezialkenntnissen in der Färber-Kunst, der Tapiserie, im Buchdruck usw. (S.84).

¹⁴ Rolf Sprandel, Die Ausbreitung des deutschen Handwerks im mittelalterlichen Frankreich, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 51 (1964) S.80.

¹⁵ Zur Waidproduktion s. Wieland Held, Das Landgebiet Erfurts und die Ökonomik der Stadt in der frühen Neuzeit, in: Erfurt. Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Ulman Weiß (Weimar 1995) S.464f. und Rudolf Endres, Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Erfurt und Nürnberg im Mittelalter, ebd. S.476-481.

ren dabei allerdings auch Prägungen, die bis in die Moderne reichen. Dies gilt etwa für ghettoähnliche Unterkunftsformen im Arbeitsgebiet, für mancherlei Ressentiments seitens der jeweiligen Bevölkerung, für ein überproportionalisiertes Angewiesensein auf die Arbeitsorganisatoren bzw. eine Kanalisierung der Arbeiterströme. Hier wird ein staatlicher Organisationsdruck ebenso spürbar wie gelegentlich ein neues Verhältnis im Beziehungsgeflecht von Vorgesetztem und Arbeiter. Dabei sei außer acht gelassen, ob sich tatsächlich neue modellartige Formen herauskristallisierten, mindestens aber ist es nötig darauf hinzuweisen, daß unter den Wanderarbeitern gleicher Herkunft sich durchaus soziale Absicherungssysteme entwickeln konnten.

Zu erwähnen ist zunächst die sog. Holland(s)gängerei.¹⁶ Die relativ hoch entwickelte Wirtschaft in Holland war auf billige Arbeitskräfte angewiesen, wenn sie größere Projekte betreiben wollte und die eigene, an Wohlstand gewöhnte Arbeiterschaft nicht für jede Tätigkeit zu gewinnen war: also vorrangig für den Deichbau, für Erntehilfe, für die Produktion von Ziegeln und für Stukkaturen, auch zur Trockenlegung von Mooren und Feuchtgebieten. Dabei griff man gern auf Arbeitskräfte von jenseits der Grenze zurück, und sie kamen vorzugsweise aus Oldenburg, Lippe, Münster, Hannover und Tecklenburg. Deren sog. Hollandgang scheint den nordwestdeutschen Arbeitsmarkt schon seit dem 17. Jh. und seither zunehmend geprägt (und entlastet) zu haben. Um 1811 arbeiten beispielsweise 12000 deutsche Wanderarbeiter als Grasmäher, was nur kurzfristig in der Zeit der Heuernte möglich ist. Die Mindener Regierung berichtet dennoch 1829 von dem "tiefeingewurzelten alten Gebrauche" der Hollandgängerei. Aus der Perspektive der deutschen Grenzgänger war die Arbeit attraktiv: Arbeitstage mit ca. 16 Stunden erbrachten in etwa einen doppelten Arbeitslohn, das holländische Kanalsystem ermöglichte schnelle Anreise, erleichterte auch das zwingend notwendige Mitbringen der Arbeitsgeräte.

Man nannte diese Arbeiter nach ihrer Herkunft, z. B. "Lippser", nach ihrer Haupttätigkeit, beispielsweise "Ziegler" oder nach ihrem Ziel, eben "Holland(s)gänger". Hier entwickelten sich auch professionelle Strukturen, gab es Makler für Arbeitskräfte und staatliche Agenten. Sogar Seelsorger stellte man ihnen, es sei denn, der heimische (deutsche) Ortsgeistliche kam im Sommer seine Pfarrkinder selbst besuchen, zumal häufig die Männer einer ganzen Ortschaft gemeinsam zu einem bestimmten Auftraggeber zogen.

Die Lippischen Ziegler verfügten über die spezialisierteste Organisation,¹⁷ die mancherorts eine Monopolstellung beanspruchte. Ihr Ziel war nicht nur Holland, sondern diese Wanderarbeiter zogen auch nach Skandinavien, Süddeutschland und Rußland. Manche Details ihrer Tätigkeit sind hochinteressant: Als Regelfall kann gelten, daß ein Lippischer Zieglermeister mit dem ausländischen Auftraggeber einen Vertrag

¹⁶ Albin Gladen und Antje Kraus, Deutsche Wanderarbeiter in den Niederlanden im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung, in: Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung. Festschrift für Wolfgang Köllmann, hrsg. von Dietmar Petzina und Jürgen Reulecke (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 8) Dortmund 1990, S.321-341.

¹⁷ Oskar Asemissen, Die lippischen Ziegler und Hollandsgänger und die Organisation ihrer Arbeit, in: Der Arbeiterfreund 23 (1885) S.1-13.

schloß. Dann warb bzw. heuerte er in seiner Heimat die nötigen Arbeiter an. Die Auftraggeber hatten üblicherweise Geräte und Material zu stellen, die Bezahlung erfolgte nach Stückzahl. Den Lohn verteilten die Lippser anteilmäßig unter sich, so daß für alle Arbeitenden ein großer Anreiz bestand, möglichst schnell zu produzieren. Auch soziale Absicherung gegen Krankheit oder Todesfälle handelten die Arbeiter unter sich aus. Erstaunlicherweise stellte die Lippische Regierung einen privilegierten "Ziegelboten" bzw. "Ziegelagenten", der zweimal jährlich seinen ausländischen Distrikt bereiste. Auch im Winter führte er Verhandlungen mit möglichen Auftraggebern durch. Im Sommer brachte er die Post aus der Heimat mit, schlichtete Konflikte zwischen den Arbeitern. Daraus ergibt sich, daß sie offenbar auch im Ausland noch unter einem gewissen Rechtsschutz, auch der Aufsichtspflicht ihres Heimatstaates standen. Aufgabe der Ziegelagenten war auch das Inspizieren der Arbeits- und Lebensverhältnisse. Seit 1851 verfügten die Ziegler über die gesetzliche Zusicherung, ihre Ziegelagenten selbst wählen zu dürfen. Die Lebensverhältnisse dieser Hollandgänger waren sehr anspruchslos,¹⁸ Branntwein soll ihr einziger Luxus gewesen sein. Auch war ihr Leben in der Fremde auf strenge Trennung von der einheimischen Bevölkerung angelegt. Vielleicht gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang das übliche Verfahren, daß die Deutschen selbst ihren Koch aus der Heimat mitbrachten. Die Sachsengängerei ist ein Phänomen des 19. Jh.¹⁹ An seinem Anfang stehen vermutlich jene Frauen und Mädchen aus dem Eichsfeld, die zur Erntezeit in die Rüben-distrikte zogen. Da die Zuckerproduktion enorm expandierte, kamen bald auch männliche Arbeitskräfte nach Sachsen, näherhin in die Provinz Sachsen und nach Anhalt, Braunschweig und Hannover. Dabei ist die Sachsengängerei im Handwörterbuch der Staatswissenschaften definiert als "die alljährliche Wanderung ostoderischer Landarbeiter beiderlei Geschlechts nach den westelbischen Rüben-distrikten für die Zeit vom Beginn der Frühjahrsarbeiten im April bis zur Beendigung der Rüben-ernte im Oktober - November". Im ostelbischen Raum zählte man 1890 ca. 75.000 Wanderarbeiter, die aus Brandenburg (14.500), Pommern (3.000), Westpreußen (16.500), Posen (15.000), Schlesien (26.000) kamen. Da bald zu den fünf genannten Provinzen auch Ostpreußen trat und der Bedarf ohnehin stieg, rechnete man 1893 bereits mit "weit über 100.000" ostoderischen Abwanderern [Grenzgängern]. Sprachen diese Leute polnisch, so benötigte man zweisprachiges Aufsichts- und Vermittlungspersonal, das sich allerdings meist einen üblen Ruf erwarb, vorwiegend wegen überhöhter Werbegelder, Vertragsbrüche und Spekulation mit Kontingenten. Sittlichen und hygienischen Mißständen suchte man mit nach Geschlechtern getrennten Kasernenbauten beizukommen. Ein Zeitzeuge notierte überdies 1893 die Gründe der Sachsengängerei bzw. Wanderarbeit: Relative Übervölkerung der Ausgangsgebiete gehöre dazu, aber auch "der Wandertrieb, die Veränderungssucht, die Lust an einem ungebundeneren und geselligeren Leben, Abneigung gegen die Zurückgebliebenen und Zuneigung zu den Hinausgezogenen, Differenzen mit den heimischen Gutsverwaltungen, Abneigung gegen gewisse in der Heimat verlangte Beschäftigungen (Hausarbeit, Melken), Freude an baren Ersparrnissen ...", wurden diese Arbeiter doch

¹⁸ Ebd. S.5f.

¹⁹ Karl Kaerger, Artikel "Sachsengängerei", in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 5 (1893) S.473.

durchweg bar, und nicht mit Naturallöhnen bezahlt. Als positive Auswirkungen der Sachsgängerei sah der zeitgenössische deutsche Beobachter die Gewöhnung an eine arbeitsreichere, diszipliniertere Lebensführung, saubere Kleidung und bessere Ernährung an. Auch meinte er, der Umgang mit der deutschen Sprache und Kultur sei für die polnischen Wanderarbeiter nutzbringend.²⁰

Gegen Ende des 19. Jh. gibt es in der Zentral- und Nordschweiz einen großen Anteil an italienischen Arbeitskräften.²¹ Sie wurden vor allem im Eisenbahnbau, insbesondere bei den Tunnelbauten, im Baugewerbe, in Steinbrüchen und bei sonstigen Erdarbeiten benötigt, da sie billige Arbeitskräfte waren. Man kann diese italienischen Wanderarbeiter auch als saisonale Arbeitskräfte ansprechen, weil die von ihnen geforderten Arbeiten fast ausschließlich im Sommer zu verrichten sind. Seit es Eisenbahnen gab, kamen sie oft in Sonderzügen aus Norditalien und haben zu Beginn des 20. Jh. oft die Hunderttausendergrenze überschritten. So gab es Branchen, die zeitweilig 90 Prozent ihrer Arbeitsplätze mit italienischen Wanderarbeitern besetzten. Schweiz und Italien profitierten beide: Aufwendige Großprojekte in der Schweiz konnten kostengünstig realisiert werden, während in Italien die Arbeitslosigkeit entschärft werden konnte, die wegen gewisser Rückständigkeiten bei der Industrialisierung des Landes sehr gravierend war. Insofern haben auch beide staatlichen Seiten in der Organisation der Arbeitskräfte, bei Unterbringung und anderem zusammengearbeitet. Gleichwohl ist aus der Perspektive des beginnenden 20. Jh. geurteilt worden, daß die Einheimischen die Italiener mit großem Mißtrauen betrachtet hätten. Klagen über verwahrloste Zustände und mangelnde Hygiene wechselten mit Achtung vor dem hohen Arbeitspensum und der strengen Arbeitsmoral. Private Kontakte zwischen den Angehörigen beider Volksgruppen scheinen nicht entstanden zu sein, wiederum vor allem, weil die Italiener in eigenen, zum Teil mobilen Siedlungen untergebracht waren. Insofern entfällt auch die Frage nach kulturellen Impulsen, die beiderseitig hätten eventuell registriert werden können. Nur im italienischsprachigen Tessin waren die Verhältnisse günstiger, hier war sogar der Anteil der Italiener in akademischen Berufen relativ hoch. In dieser Berufsschicht lassen sich dann auch recht häufig Italiener ermitteln, die für längere Zeit blieben oder mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen.

Als vierte Gruppe soll die der Wanderarbeiter im saarländisch-lothringischen Raum angesprochen werden. Da es sich hier um Tätigkeiten in den großen Industriezentren handelte, spielte sich der Wanderungsrhythmus jahreszeitlich anders ab. In diesen Raum kamen die meist ländlichen Arbeiter aus der Umgebung vorzugsweise im Herbst und Winter, wenn sie in der heimischen Landwirtschaft ihre eigenen Arbeiten erledigt hatten. Man spricht daher von einem "saisonalen Mobilitätsmuster", das auch für das Saarland gilt, wie beispielsweise Stefan Leiner unlängst hier in Saarbrücken herausarbeiten konnte.²² Mit dem Aufkommen eines forcierten Eisen-

²⁰ Ebd. S.474.

²¹ Hektor Ammann, Die Italiener in der Schweiz. Ein Beitrag zur Fremdenfrage (Basel 1917).

²² Stefan Leiner, Migration und Urbanisierung. Binnenwanderungsbewegungen, räumlicher und sozialer Wandel in den Industriestädten des Saar-Lor-Lux-Raumes 1856-1910 (Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 29) Saarbrücken 1994, hier S.73ff.

bahnwesens wurde der Einzugsbereich größer, obwohl nach wie vor die meisten auswärtigen Arbeiter aus einer 80-km-Zone kamen²³ und zumeist nicht länger als ein halbes Jahr in ihrem Dienstverhältnis blieben.²⁴ Die Frage nach einem täglichen Pendlerwesen läßt sich vorerst nicht beantworten, weil die für die Wanderarbeit in erster Linie herangezogenen Melderegister für diese Spezialfrage als Quelle nicht in Frage kommen.

Offenbar recht unbedeutend war der Arbeitskräfteaustausch zu den benachbarten Industrierevieren in Lothringen und Luxemburg, wo in größerem Umfang Italiener arbeiteten. Auch hier scheint es ein tägliches Pendeln über die Grenze zunächst noch nicht gegeben zu haben. Nach dem Ersten Weltkrieg wandelten sich die Verhältnisse, insofern die im Saarland typische Seßhaftigkeit der Arbeiter außerhalb der eigentlichen Reviere dazu führte, daß nunmehr regelmäßig eine größere Zahl von "Saargängern" anreiste. Insofern manche Gruben gemeinsam mit französischen Gesellschaften bewirtschaftet wurden, sprach man auch von "Lothringengängern".²⁵

Eine sehr veränderte Situation ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg, weil die Intensivierung des öffentlichen Nahverkehrs und des Individualverkehrs hier das Grenzgängertum im strengeren Sinne ungemein begünstigte. Um nur eine Zahl zu nennen: 1950 lebten 6700 Arbeiter und Angestellte (= 2,4 % der Beschäftigten) außerhalb der Landesgrenzen, dagegen waren es 1952 bereits 11700 (= 3,8 %). Die Zahl der saarländischen Lothringengänger lag 1950 übrigens bei 5900.²⁶

Im Vorstehenden war der Blick auf vier größere Gruppen von (zumeist) saisonalen Wanderarbeitern gerichtet worden. Die Quellenlage und der Aufarbeitungsstand legen dies nahe. Aber damit dürfte nur ein Teil des Gesamtphänomens angesprochen sein, dessen Ausmaß und Intensität undeutlich bleiben. Es lassen sich jedoch zusätzliche Hinweise geben, die aber ebenfalls keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Immerhin hat der bereits erwähnte Julius Ludwig mit seiner Dissertation von 1914 über "Die polnischen Sachsengänger in der badischen Landwirtschaft und Industrie" ein für das Großherzogtum Baden seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert relevantes Phänomen recht umfassend untersuchen können und Statistiken über Anzahl und Aufenthaltsdauer geboten, auch polizeiliche Verordnungen, Kostenrechnungen, Löhne, Vermittlungsagenturen und die Tätigkeit der Kammern berücksichtigt, ja selbst den Arbeitsalltag bereits mit Interesse erfaßt.

Fast schon "klassische" Grenzgängerregion sind die Gebiete am Hochrhein und am Oberrhein. Für das "Grenzgängerwesen von Vorarlberg in die Schweiz" reichen die Anfänge bis in das frühe 16. Jahrhundert zurück. Sie spielten sich im 19. Jahrhundert hervorragend ein, bis der Ausbruch des Ersten Weltkriegs diese Wirtschaftsbeziehungen stark störte: "Zu dieser Zeit", meinte Peter Mensburger, "wurden sich die Be-

²³ Ebd. S.138, 155.

²⁴ Ebd. S.246f.

²⁵ Fritz Hellwig, Saar zwischen Ost und West. Die wirtschaftliche Verflechtung des Saarindustriebezirks mit seinen Nachbargebieten (Bonn 1954) bes. S.123f.

²⁶ Hellwig S.123; vgl. Arthur Zeitler, Freizügigkeit und soziale Sicherheit der Grenzgänger im saarländischen Abschnitt der deutsch-französischen Grenze und der wirtschaftlichen Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland, Diss. Würzburg 1963, S.4ff.

wohner des Rheintales das erste Mal richtig bewußt, daß am Rhein eine Staatsgrenze verläuft, die jederzeit abgeriegelt werden kann. Denn bis zu diesem Zeitpunkt konnte die Grenze ohne jegliche Formalität überschritten werden”.²⁵

Im weiteren Sinn zu den Pendelwanderern rechnete Marcel Banz 1964 “die deutschen und französischen Grenzgänger auf dem baselstädtischen Arbeitsmarkt”. Dabei wies er auf einen neuralgischen Punkt insofern, als die Grenzgänger “bis in die 30er Jahre ... überhaupt nirgends statistisch erfaßt worden” sind. Dies könnte über die Schweiz hinaus gelten; “erst seit 1949 werden alljährlich Mitte Februar durch das [Schweizer] Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Biga) Erhebungen über die kontrollpflichtigen Arbeitskräfte durchgeführt, die auch die Grenzgänger miteinschließen; seit 1955 finden diese Erhebungen ebenfalls im August statt, damit auch die saisonalen Schwankungen erfaßt werden können”.²⁶

Grenzgängerprobleme am Hochrhein von den Landkreisen Müllheim rheinaufwärts bis Konstanz untersuchte 1957 Hans Weber in seiner Freiburger Dissertation,²⁷ und von Freiburg aus hat dann auch Bernhard Mohr 1982 den Grenzgängerverkehr zwischen Elsaß und der Region Südlicher Oberrhein detailliert untersucht und dabei betont die Interessen der Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein mit berücksichtigt, ein Umstand, der überaus deutlich macht, daß Grenzgängerverkehr nicht nur rechtliche Probleme aufwirft, sondern vor allem ökonomische und daß er entsprechenden Handlungsbedarf zeitigt.²⁸

Der sehr knappe kursorische Überblick sollte deutlich gemacht haben, daß ein “Grenzgängertum” auch in historischer Perspektive faßbar ist, es sich in der Gegenwart also nicht um ein ganz neues Phänomen handelt. Dies läßt zugleich die Vermutung zu, daß manche geisteswissenschaftlichen Disziplinen zur weiteren Analyse des Phänomens, insbesondere seiner vielfältigen Ausprägungsmöglichkeiten, beitragen können. Die nachfolgenden Beiträge werden es verdeutlichen. Nur knapp soll noch einmal herausgestellt werden, was mit Grenzgängern gemeint ist und was nicht oder kaum:

Dieser Begriff scheint in allgemeinerer Bedeutung in Mode zu kommen, wenn in literarischen Zusammenhängen von “Grenzgängern zwischen Illusion und Realität”, zwischen “Fiktion und Wirklichkeit”, von “Grenzgängern der Moderne” gesprochen oder aber Nikolaus von Kues unlängst als “ein Grenzgänger zwischen mittelalterlicher Glaubensreflexion und neuzeitlich-philosophischem Denken” behandelt wird. - Uns geht es vor allem um das Überschreiten sozusagen konkreter Grenzen, also in der Regel um Staats- und Ländergrenzen. Insofern spielen das sogenannte Pendler-

²⁵ Peter Mensburger, Die Vorarlberger Grenzgänger (Alpenkundliche Studien III), Innsbruck 1969, S.36.

²⁶ Marcel Banz, Die deutschen und französischen Grenzgänger auf dem baselstädtischen Arbeitsmarkt, Diss. Basel 1964, S.1.

²⁷ Hans Weber, Probleme der Grenzgänger am Hochrhein. Eine Untersuchung des Grenzgängerverkehrs zwischen Deutschland und der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung der Landkreise Müllheim, Lörrach, Säckingen, Waldshut und Konstanz, Staatswissenschaftl. Diss. Freiburg/Br. 1957.

²⁸ Bernhard Mohr, Elsässische Grenzgänger in der Region Südlicher Oberrhein (Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein, Sitz Freiburg), 1982.

tum und erst recht das Berufspendlerertum herein, das längst relevante Ausmaße angenommen hat, wenn man beispielsweise daran denkt, daß Frankfurt am Main eine Großstadt ist, die über weit mehr Arbeitsplätze als Schlafstätten verfügt und arbeits-täglich Hunderttausende an Pendlern hat.

Berufspendler gehören in unsere Vorstellung von Grenzgängern schon eher, wenn Staatsgrenzen bzw. innerhalb der EU deren - immer noch höchst beachtliche - Rudimente regelmäßig passiert werden. Bei jenen 30000 Lothringern wäre dies der Fall, von denen der Saarländische Rundfunk im 3. Programm etwa am 14.4.1997 berichtete, daß sie täglich ins Saarland zur Arbeit kämen und hier bei der AOK versichert seien. Letzteres bringt sogar Probleme mit sich, doch lassen sie sich in der Regel lösen, zumal die Erscheinungsformen nicht mehr sehr jung sind.

Bernhard Mohr bezeichnete 1982 den Grenzgängerverkehr zwischen dem Elsaß und der Bundesrepublik Deutschland als "eine relativ junge Erscheinung", deren Anfänge in die 50er Jahre zurückreichten, als die Pendelwanderung zunächst aus Baden nach Frankreich gerichtet war, was sich dann zumeist umkehrte. Nach Mohr wiesen solche Pendler auf "Verflechtungen, die sich zwischen den Arbeitsmärkten diesseits und jenseits des Rheins entwickelt haben. Immerhin überschreiten täglich mehr als 50000 Personen (Stand 6/1982) die verschiedenen Staatsgrenzen in den Hoch- und Oberrheinlanden zwischen Konstanz, Basel und Karlsruhe, um einer Beschäftigung im Ausland nachzugehen."²⁵ So ergaben sich schon vor 15-20 Jahren besondere Verflechtungen auch zwischen Wohn- und Arbeitsorten, bildeten sich beiderseits des Rheins Aus- und Einpendlerzentren.

Nach diesem Ausblick soll schließlich das Ziel des gemeinsamen Bemühens noch einmal herausgestellt werden: Es soll mit dem Zugriff des Arbeitsrechtlers und des Soziologen, mit solchen mittelalterlicher wie zeitgeschichtlicher Forschung, mit den Perspektiven von Sprach- und Literaturwissenschaftlern, ganz wesentlich mit dem geschulten Auge des Geographen und der ethnologisch orientierten Anthropologie das Grenzgängerphänomen beschrieben und analysiert werden, es sollen beabsichtigte, einkalkulierte und unerwartete Ausprägungen, sozusagen Nebenwirkungen, erfaßt werden, und nicht zuletzt gehört dazu das Bemühen, den Gegenstandsbereich zu definieren. Einbezogen werden muß wohl auch die Abgrenzung vom Typ des Gastarbeiters, des bloßen Berufspendlers und vielleicht sogar vom Typ des Saisonarbeiters. Das alles ist Aufgabe der in diesem Band vertretenen Disziplinen und Beiträge.

²⁵ Ebd., S.1.